



**C.S. LEWIS**

Überrascht  
von Freude

Eine Autobiografie

LIMITIERTE  
JUBILÄUMS-  
EDITION

**BRUNNEN**

seit 1919



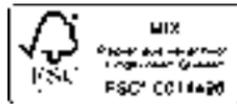
**C.S. LEWIS**



**Überrascht  
von Freude**

Eine Autobiografie

Titel der englischen Ausgabe  
„Surprised by Joy. The shape of my early life“  
© C. S. Lewis Pte 1955  
Aus dem Englischen neu übersetzt von  
Christian Rendel



© der deutschen Ausgabe:  
R. Brockhaus Verlag, Wuppertal und Zürich

8. Lizenzausgabe  
Die vorherige Auflage ist erschienen unter der ISBN 978-3-7655-3455-3.

2014 Brunnen Verlag GmbH Gießen  
© der Übersetzung:  
1992 Brunnen Verlag Gießen  
Umschlaggestaltung: Ralf Simon; Jonathan Maul  
Satz: DTP Brunnen  
Herstellung: GGP Media GmbH, Pößneck  
ISBN 978-3-7655-0687-1



*Für  
Dom Bede Griffith, O. S. B.*

*Der Übersetzer dankt  
Herrn Dr. Gisbert Kranz, Aachen,  
für die Übersetzung der den  
Kapiteln 1, 4, 8 und 10 vorangestellten Motti.*



# INHALT

Vorwort	7
Die ersten Jahre	9
Konzentrationslager	33
Mountbracken und Campbell	58
Ich erweitere meinen Horizont	75
Renaissance	93
Bloodery	108
Licht und Schatten	130
Befreiung	150
Der große Knock	168
Schach	209
Gewehre und gute Kameradschaft	230
Der New Look	249
Schachmatt	267
Der Beginn	289



## VORWORT

Ich habe dieses Buch zum einen geschrieben, um dem Wunsch nachzukommen, ich möge berichten, wie ich vom Atheismus zum Christentum gekommen bin, zum anderen, um einige falsche Vorstellungen zu korrigieren, die offenbar in Umlauf geraten sind. Inwieweit diese Geschichte irgendjemandem außer mir selbst etwas zu sagen hat, hängt davon ab, in welchem Maße andere das erlebt haben, was ich „Freude“ nenne. Falls dieses Erlebnis auch nur einigermaßen verbreitet sein sollte, so wäre es sicherlich von Nutzen, sich etwas eingehender damit zu befassen, als es meines Wissens bisher versucht wurde. Ich habe den Mut gefasst, darüber zu schreiben, weil mir aufgefallen ist, dass selten ein Mensch über die Dinge spricht, die er für seine ureigensten Empfindungen hält, ohne dass zumindest einer (meist mehrere) der Anwesenden antwortet: „Was? Dieses Gefühl kennen Sie auch? Ich dachte immer, ich wäre der Einzige.“

Das Buch soll die Geschichte meiner Bekehrung berichten; es stellt keine Autobiografie im herkömmlichen Sinn dar und schon gar keine „Bekenntnisse“ wie etwa die von Augustinus oder Rousseau. In der Praxis bedeutet das, dass es dem, was man im Allgemeinen von einer Autobiografie erwartet, immer weniger entspricht, je weiter man liest. In den ersten Kapiteln muss das Netz ziemlich weit ausgespannt werden, damit der Leser später, wenn es um den eigentlichen geistlichen Umbruch geht, verstehen möge, wie meine Persönlichkeit durch meine Kindheit und Jugend geformt wurde. Sobald dieses Fundament gelegt ist, beschränke ich mich strikt auf das Wesentliche und übergehe alles, was in diesem Sta-

dium irrelevant erscheint (so wichtig es nach gewöhnlichen biografischen Maßstäben auch sein mag). Ich glaube nicht, dass dem Leser dabei viel entgeht; ich habe noch niemals eine Autobiografie gelesen, in der nicht die Teile, die sich mit den frühen Jahren befassen, die bei Weitem interessantesten gewesen wären.

Die Geschichte ist, fürchte ich, erdrückend subjektiv; ich habe dergleichen noch nie zuvor geschrieben und werde es wahrscheinlich auch nie wieder schreiben. Ich habe versucht, das erste Kapitel so abzufassen, dass diejenigen Leser, die eine solche Geschichte nicht ertragen können, sofort merken, was auf sie zukommt, und das Buch zuklappen können, ohne mehr Zeit daran zu verschwenden als irgend nötig.

Clive Stapleton Lewis

## ERSTES KAPITEL

# Die ersten Jahre

*Glücklich, doch für solch Glück  
zu schlecht geschützt.*

*Milton*

Ich wurde im Winter 1898 in Belfast als Sohn eines Rechtsanwalts und einer Pfarrerstochter geboren. Meine Eltern hatten nur zwei Kinder, beides Söhne, und ich war der um drei Jahre jüngere.

Unsere Prägung war von zwei sehr verschiedenen Zügen bestimmt. Mein Vater gehörte zur ersten Generation in seiner Familie, die den akademischen Stand erreichte. Sein Großvater war ein walisischer Bauer gewesen; sein Vater, ein Selfmademan, hatte als Arbeiter angefangen, war dann nach Irland ausgewandert und wurde schließlich Teilhaber der Firma Macilwaine und Lewis, „Kesselmacher, Ingenieure und Eisenschiffsbauer“.

Meine Mutter war eine Hamilton und hatte viele Generationen von Pfarrern, Anwälten, Seeleuten und dergleichen hinter sich; mütterlicherseits, durch die Warrens, ging ihre Linie bis auf einen normannischen Ritter zurück, dessen Gebeine in der Battie Abbey liegen.

Dem Temperament nach waren die beiden Familien, von denen ich abstamme, ebenso verschieden voneinander wie nach ihrem Ursprung. Die Verwandten meines Vaters waren echte Waliser, sentimental, leidenschaftlich und wortgewaltig, zu Zorn und Milde gleichermaßen leicht zu bewegen; Menschen, die viel lachten und viel

weinten und nicht viel Talent zum Glücklichsein besaßen.

Die Hamiltons waren von kühlerer Art. Ihr Denken war von Urteilsvermögen und Sinn für Ironie geprägt, und das Talent zum Glücklichsein hatten sie in reichem Maß – sie gingen geradewegs darauf zu wie erfahrene Reisende auf die besten Plätze in einem Zug.

Schon in meinen ersten Lebensjahren war ich mir des lebhaften Gegensatzes zwischen der heiteren und gelassenen Zuneigung meiner Mutter und den Höhen und Tiefen im Gefühlsleben meines Vaters bewusst, und dies erzeugte in mir, lange bevor ich alt genug war, dem einen Namen zu geben, ein gewisses Misstrauen oder eine Abneigung gegen Emotionen als etwas Unangenehmes, Peinliches, ja Gefährliches.

Nach den Maßstäben jener Zeit und Gegend waren meine Eltern beide belesene oder „kluge“ Leute. Meine Mutter war in ihrer Jugend eine vielversprechende Mathematikerin gewesen und hatte sich am Queens College in Belfast den Grad eines B. A. erworben; und bevor sie starb, konnte sie mir noch meinen ersten Unterricht in Französisch und Latein erteilen. Sie war eine unersättliche Leserin guter Romane und ich glaube, die Merediths und Tolstois, die ich geerbt habe, waren für sie angeschafft worden.

Mein Vater hatte ganz andere Vorlieben. Seine Schwäche war die Redekunst, als junger Mann hatte er selbst vor politischen Kreisen in England gesprochen. Wäre er finanziell unabhängig gewesen, er hätte sicherlich eine politische Laufbahn angestrebt. Er wäre wahrscheinlich sogar erfolgreich gewesen – es sei denn, sein Sinn für Ehrenhaftigkeit, der so fein war, dass es ans Quijotehafte

grenzte, hätte ihn unlenkbar gemacht – denn er besaß viele der Gaben, die ein Parlamentarier früher brauchte: ein ansprechendes Äußeres, eine volltönende Stimme, eine beträchtliche Geistesgegenwart, Wortgewandtheit und ein gutes Gedächtnis. Trollopes politische Romane liebte er sehr; heute nehme ich an, dass er stellvertretend seine eigenen Sehnsüchte erfüllte, indem er der Laufbahn des Phineas Finn folgte. Er schätzte Lyrik, soweit sie rhetorische oder pathetische Elemente oder beides aufwies; *Othello*, glaube ich, war sein Lieblingsstück von Shakespeare.

An humoristischen Autoren von Dickens bis W. W. Jacobs hatte er fast durchweg große Freude; und er war selbst beinahe konkurrenzlos der beste Geschichtenerzähler, den ich je gehört habe; jedenfalls der beste von seiner Art, der Art nämlich, die alle Figuren abwechselnd durch reichlichen Einsatz von Grimassen, Gesten und Pantomime darstellt. Das größte Vergnügen für ihn war es, wenn er sich für ein Stündchen mit einem oder zwei meiner Onkel in ein Zimmer zurückziehen und Anekdoten mit ihnen austauschen konnte.

Freilich hatten weder er noch meine Mutter auch nur das Geringste für die Art Literatur übrig, der ich mich verschrieb, kaum dass ich mir meine Bücher selbst aussuchen konnte. Keiner von ihnen hatte je auf den Klang der Hörner aus Elfenland gelauscht. Es gab kein Exemplar von Keats oder Shelley im Haus, und was von Coleridge vorhanden war, wurde, soviel ich weiß, niemals aufgeschlagen. Wenn ich also ein Romantiker bin, tragen meine Eltern keine Schuld daran. Tennyson freilich schätzte mein Vater, aber nur den Tennyson von *In Memoriam* und *Locksley Hall*. Über die *Lotus Eaters* oder den *Mor-*

*te d'Arthur* habe ich von ihm nie ein Wort gehört. Meine Mutter hatte, wie man mir sagte, für Lyrik überhaupt keinen Sinn.

Zusätzlich zu guten Eltern, gutem Essen und einem Garten (der mir damals riesengroß erschien), in dem ich spielen konnte, genoss ich zu Beginn meines Lebens noch zwei weitere Segnungen. Eine davon war unser Kindermädchen Lizzie Endicott, an der selbst die unbestechliche Erinnerung der Kindheit keinen Makel entdecken kann – nichts als Freundlichkeit, Fröhlichkeit und gesunden Menschenverstand. Diesen Unsinn mit den vornehmen „Kinderfräulein“ gab es damals noch nicht. Durch Lizzie konnten wir unsere Wurzeln im Landvolk von County Down schlagen. Dadurch gingen wir in zwei ganz verschiedenen sozialen Sphären ein und aus. Diesem Umstand verdanke ich meine lebenslange Immunität gegen die bisweilen anzutreffende Gleichsetzung von Kultiviertheit mit Tugend. Noch bevor mein Erinnerungsvermögen einsetzte, hatte ich begriffen, dass man bestimmte Scherze mit Lizzie machen konnte, die im Wohnzimmer völlig fehl am Platze waren; und ebenso, dass Lizzie, soweit das einem Menschen möglich ist, schlicht und einfach gut war.

Der andere Segen war mein Bruder. Obwohl er drei Jahre älter war als ich, erschien er mir nie wie ein großer Bruder; wir waren von Anfang an Verbündete. Dennoch waren wir sehr verschieden. Unsere frühesten Bilder (und ich kann mich an keine Zeit erinnern, in der wir nicht unausgesetzt gemalt und gezeichnet hätten) bringen es an den Tag. Er zeichnete Schiffe, Züge und Schlachten; ich dagegen zeichnete, wenn ich ihn nicht gerade nachahmte, das, was wir beide „Tiere in Kleidern“ nannten – die

anthropomorphen Tiere der Kinderliteratur. Seine erste Geschichte – als der Ältere ging er vor mir vom Zeichnen zum Schreiben über – trug den Titel *Der junge Radscha*. Schon damals hatte er Indien zu „seinem“ Land gemacht; das meine war „Tierland“.

Ich glaube nicht, dass unter den heute noch existierenden Zeichnungen welche sind, die aus den hier geschilderten ersten sechs Jahren meines Lebens stammen, doch ich habe eine Menge, die nicht viel jünger sein können. Nach ihnen zu urteilen, scheint mir, dass ich der Begabtere von uns beiden war. Schon sehr früh konnte ich Bewegung zeichnen – Figuren, die so aussahen, als liefen oder kämpften sie tatsächlich – und die Perspektive ist gut. Doch nirgends, weder in den Arbeiten meines Bruders noch in meinen eigenen, findet sich auch nur ein einziger Strich, der einer noch so rudimentären Vorstellung von Schönheit gefolgt wäre. Da sind Dramatik, Komik, Einfallsreichtum; aber ein Gefühl für Gestaltung ist nicht einmal im Keim vorhanden, und die sichtliche Unkenntnis natürlicher Formen ist erschreckend. Bäume sehen aus wie Wattebüsche, die auf Pfosten stecken, und nichts weist darauf hin, dass einer von uns die Form auch nur eines der Blätter des Gartens kannte, in dem wir täglich spielten.

Jetzt, wo ich darüber nachdenke, scheint mir, dass dieses Fehlen der Schönheit kennzeichnend für unsere Kindheit war. Kein Bild an den Wänden meines Vaterhauses zog je unsere Aufmerksamkeit auf sich – und es gab auch keines, das sie verdient hätte. Wir bekamen nie ein schönes Gebäude zu Gesicht oder ließen uns auch nur träumen, dass ein Gebäude schön sein könnte.

Meine ersten ästhetischen Erfahrungen, wenn sie denn ästhetisch waren, waren nicht von dieser Art; sie bezogen

sich nicht auf die Form, sondern waren bereits unheilbar romantisch. Eines Tages in jener allerersten Zeit brachte mein Bruder den Deckel einer Keksdose ins Kinderzimmer, den er mit Moos bedeckt und mit Zweigen und Blumen geschmückt hatte, sodass daraus ein Spielzeuggarten oder ein Spielzeugwald wurde. Das war das erste Mal, dass mir Schönheit begegnete. Was der echte Garten nicht vermocht hatte, brachte der Spielzeuggarten fertig. Er machte mir die Natur bewusst – freilich nicht als Schatzkammer von Formen und Farben, sondern als etwas Kühles, Tauiges, Frisches, vor Leben Sprühendes.

Ich glaube nicht, dass mir dieser Eindruck in jenem Moment sehr wichtig war, aber in der Erinnerung gewann er bald eine große Bedeutung. Solange ich lebe, wird meine Vorstellung vom Paradies etwas von dem Spielzeuggarten meines Bruders haben.

Und jeden Tag hatten wir die „grünen Hügel“, wie wir sie nannten, vor Augen; die niedrige Linie der Castlereagh Hills, die wir vom Kinderzimmer aus sehen konnten. Sie waren nicht sehr weit weg, aber für Kinder waren sie völlig unerreichbar. Sie lehrten mich die Sehnsucht und machten mich, zum Wohl oder Wehe, bevor ich sechs Jahre alt war, zu einem andächtigen Verehrer der Blauen Blume.

Waren ästhetische Erfahrungen selten, so gab es religiöse Erfahrungen überhaupt nicht. Manche Leute haben aus meinen Büchern den Eindruck gewonnen, ich sei streng puritanisch erzogen worden, aber das ist keineswegs der Fall. Ich lernte das Übliche, wurde zum Beten angehalten und als die Zeit dafür reif war, wurde ich in die Kirche mitgenommen. Ich nahm selbstverständlich hin, was man mir sagte, aber ich kann mich nicht erinnern, ein besonderes Interesse dafür verspürt zu haben.

Mein Vater, weit entfernt davon, besonders puritanisch zu sein, war nach den Maßstäben des neunzehnten Jahrhunderts und der Church of Ireland recht hochkirchlich eingestellt und wie bei der Literatur war auch sein Zugang zur Religion demjenigen, den ich später für mich fand, gerade entgegengesetzt. Er hatte eine spontane Freude am Reiz der Tradition und der poetischen Schönheit der Bibel und des Gebetbuchs (alles Dinge, die ich erst spät und mit Mühe schätzen lernte) und man müsste wohl lange nach einem gleichermaßen intelligenten Menschen suchen, der sich so wenig aus Metaphysik machte wie er.

Über die religiöse Einstellung meiner Mutter kann ich so gut wie nichts aus eigener Erinnerung sagen. Jedenfalls hatte meine Kindheit ganz und gar nichts Überirdisches an sich. Von dem Spielzeuggarten und den grünen Hügeln abgesehen war sie noch nicht einmal sehr fantasieanregend. In meiner Erinnerung lebt sie vornehmlich als eine Zeit alltäglichen, prosaischen Glücks und sie erweckt in mir nicht die schmerzliche Sehnsucht, mit der ich auf meine viel weniger glückliche Jugendzeit zurückblicke. Nicht das gefestigte Glück, sondern die momentane Freude ist es, die die Vergangenheit verklärt erscheinen lässt.

In diesem allgemeinen Glück gab es eine Ausnahme. Meine früheste Erinnerung ist der Schrecken gewisser Träume. Das ist ein verbreitetes Problem in diesem Alter, aber immer scheint es mir noch merkwürdig, dass sich in dem umhegten und behüteten Raum der Kindheit so oft ein Fenster öffnet und den Blick freigibt auf etwas, das der Hölle sehr nahekommt.

Meine bösen Träume waren von zweierlei Art, näm-

lich Träume von Gespenstern und Träume von Insekten. Davon waren die Letzten mit Abstand die schlimmeren; noch heute würde ich lieber einem Geist begegnen als einer Tarantel. Und noch heute bin ich versucht, meine Phobie zu rationalisieren und zu rechtfertigen. Es ist wie Owen Barfield mir einmal sagte: „Das Schlimme an den Insekten ist, dass sie wie französische Lokomotiven sind – die ganze Mechanik sitzt an der Außenseite.“ *Die Mechanik* – das ist es, was mir zu schaffen macht. Ihre eckigen Gliedmaßen, ihre ruckartigen Bewegungen, ihre trockenen, metallischen Geräusche – all das lässt mich entweder an lebendig gewordene Maschinen denken oder an Lebewesen, die zu Mechanismen degeneriert sind. Man könnte hinzufügen, dass wir im Bienenstock und im Ameisenhügel die beiden Dinge voll umfassend verwirklicht sehen, die mancher für unsere eigene Spezies am meisten fürchtet: die Herrschaft des Weibchens und die Herrschaft des Kollektivs.

Ein Umstand im Zusammenhang mit der Geschichte dieser Phobie ist vielleicht berichtenswert. Als ich viel später, als Jugendlicher, Lubbocks *Ants, Bees, and Wasps* las, entwickelte ich für kurze Zeit ein regelrecht wissenschaftliches Interesse an Insekten. Es wurde bald von anderen Lerngebieten verdrängt; doch während meiner entomologischen Phase war meine Furcht fast verschwunden und ich neige zu der Auffassung, dass eine wirklich objektive Wissbegier stets diese reinigende Wirkung haben wird.

Ich fürchte, die Psychologen werden sich nicht damit zufriedengeben, meine Insektenangst mit dem zu erklären, was eine schlichtere Generation als ihre Ursache diagnostizieren würde – nämlich ein gewisses abscheuli-

ches Bild in einem meiner Kinderbücher. Darin stand ein winziges Kind, eine Art Däumling, auf einem Pilz und wurde von unten her von einem Hirschkäfer bedroht, der viel größer war als es selbst. Das war schon schlimm genug; aber es kommt noch schlimmer. Die Fühler des Käfers bestanden aus separaten Pappstreifen, die an einer Nabe befestigt waren. Indem man nun einen teuflischen Mechanismus auf der Rückseite betätigte, konnte man sie dazu bringen, sich zu öffnen und zu schließen wie eine Pinzette: Schnipp-schnapp – schnipp-schnapp – ich sehe es vor Augen, während ich schreibe. Wie eine gewöhnlich so umsichtige Frau wie meine Mutter ein solches Gräuel im Kinderzimmer dulden konnte, ist schwer zu begreifen. Es sei denn (denn jetzt regt sich ein Zweifel in mir), dieses Bild ist selbst das Produkt eines Alptrauums. Aber ich glaube es nicht.

C. S. Lewis

## Das Gespräch mit Gott

Beten mit den Psalmen

gebunden

160 Seiten

ISBN 978-3-7655-0929-2

auch als E-Book erschienen



*Das Kostbarste, das mir die Psalmen geben, ist, dass sie jene Freude an Gott ausdrücken, die David zum Tanzen brachte.*

C.S. Lewis

C. S. Lewis traut sich, Fragen zu stellen, an die sich viele Christen nicht heranwagen: Wie sollen wir mit Psalmtexten umgehen, in denen das Gericht Gottes über Feinde erbeten und in drastischen Details ausgemalt wird? In welchem Sinn sind die Psalmen Gottes Wort? Ist Gott ein eitler Herrscher, der ständiges Lob von allen fordert? Erfrischend, klar und manchmal querdenkerisch geht Lewis diesen und anderen Fragen auf den Grund. Er will damit aber nicht belehren, sondern in seinen Lesern vor allem die Freude wecken, die er selbst als größten Schatz der Psalmen entdeckt hat.

Alister McGrath

Lunch mit C. S. Lewis  
Tischgespräche mit dem  
Schöpfer von Narnia

gebunden

192 Seiten

ISBN 978-3-7655-0945-2

auch als E-Book verfügbar



„Haben Sie sich jemals gefragt, ob Gott existiert, ob ihr Leben eine Bedeutung hat oder ihr Leiden einen Sinn? Dann lade ich Sie ein, sich mit mir und C.S. zum Lunch zu treffen und über einige dieser Fragen nachzudenken. Wir wollen uns miteinander über die Herausforderungen zu unterhalten, vor denen jeder im Laufe seines Lebens irgendwann steht und werden uns über die verschiedensten Themen Gedanken machen - über Freundschaft, über den Himmel, über Argumente für den christlichen Glauben, über die Kraft von Geschichten - und herausfinden, was C. S. Lewis darüber gedacht hat.

Lewis gehörte zu den wenigen, die von den Herausforderungen des Lebens nicht nur selber gelernt haben, sondern die diese Erfahrungen auch brillant anderen weitergeben. Es lohnt sich also, ihn zu seinem Mentor und Coach zu machen.“

Dr. Alister McGrath